

Deutsch als Wissenschaftssprache durch Qualität „Made in Germany“*

Von Christian Wey

Abstract

In most branches of academia some „specialist English“ has been adopted as a global standard of communication. These trends have sparked a demand for regulation that defends the use of German and prevents further adoption of English. It is argued that the use of English in academia leads to the establishment of elites, which hampers and may even destroy communication between the scientific community and the general public. In this paper it is argued that the technical jargon of the disciplines is unsuited for an exchange of ideas with the general public. The core businesses of academia should be clearly differentiated from those „unrelated services“. The adoption of a unifying standard of communication is part of an efficient organization of academia. If defensive regulations that prescribe the use of German are implemented, then competitiveness of the German academic system will be depressed.

Zusammenfassung

In den meisten Wissenschaften hat sich – ein oft fachspezifisches – Englisch als globaler Kommunikationsstandard durchgesetzt. Im Zuge dieser Entwicklung werden vermehrt Forderungen nach staatlichen Vorschriften zum Schutz der deutschen Sprache laut. Die These ist, daß „Wissenschaft auf Fach-Englisch“ einer Elitenbildung Vorschub leistet, die den öffentlichen Gedankenaustausch zwischen Wissenschaftlern und ihrer Öffentlichkeit hemmt oder gar unterbindet. In diesem Beitrag wird argumentiert, daß das „Fachchinesisch“ der Disziplinen ob auf Englisch oder Deutsch grundsätzlich ungeeignet zum Austausch mit der Öffentlichkeit ist. Fachfremde Veranstaltungen sollten funktionell von den originären Leistungen des Wissenschaftsbetriebs getrennt werden. Die Durchsetzung eines Sprachstandards ist Bestandteil eines effizienten Wissenschaftsbetriebs. Eine Abkopplung vom globalen Sprachstandard durch eine staatlich-administrierte Verwendung von Deutsch in Lehre und For-

* Die folgenden Überlegungen sind als Reaktion auf einen offenen Brief der Professoren Hermann H. Dieter, Udo E. Simonis und Fritz Vilmar an die Kultus-, Bildungs- und Wissenschaftsminister entstanden. Die damit losgetretene Debatte ist im WZB-Diskussionspapier P 01 – 003 und der 2002 Aprilausgabe von Universitas dokumentiert. Für wichtige Anregungen bedanke ich mich insbesondere bei Lars-Hendrik Röller und für Kommentare bei Justus Haucap und Paul Heidhues. Selbstverständlich trage ich für den Inhalt die alleinige Verantwortung.

schung führt notwendig zur Schwächung der Leistungsfähigkeit der deutschen Forschung.

JEL Classification: I2, Z00

Obwohl bereits mit dem verlorenen Ersten Weltkrieg der deutschen Sprache unwiederbringlicher Schaden zugefügt worden war, ist die Verabschiebung des Deutschen aus weiten Teilen der Wissenschaft erst mit der nationalsozialistischen Machtergreifung im Jahr 1933 eingeleitet worden, wobei das im April jenen Jahres verabschiedete „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ den Ausgangspunkt für die Vertreibung nicht-ärischer und politisch oppositioneller Wissenschaftler bildete. Viele von den Vertriebenen gehörten später zur wissenschaftlichen Elite in den Vereinigten Staaten, was beispielweise Frederic Scherer für den Kreis der Ökonomen in seinem Artikel „The Emigration of German-Speaking Economists after 1933“ belegt hat.¹

Im Zuge der Globalisierung ist die Verdrängung der deutschen Sprache aus der Wissenschaft nochmals beschleunigt worden – und mittlerweile (fast) Geschichte. So stehen heutzutage Forscher aus der ganzen Welt via Internet im Kontakt. Gastaufenthalte an den Elite-Universitäten in den USA, Großbritannien, Israel oder anderswo gehören zum Pflichtprogramm vieler deutscher Wissenschaftler. Internationale Workshops und Konferenzen führen die Fachvertreter aus der gesamten Welt zusammen, und Forschungsprojekte werden in internationalen Netzwerken realisiert. Und noch wichtiger, die Arbeitsmärkte für Wissenschaftler und Professoren sind internationaler geworden. So streben viele deutsche Post-Docs und Habilitanden Positionen in Großbritannien und den Vereinigten Staaten an, nicht weil die Bezahlung deutscher Professoren zu gering ist, sondern einfach weil das deutsche Universitätssystem „besetzt“ oder für die Forschung nicht attraktiv genug ist.

In einem globalisierten Wissenschaftsbetrieb mit globalen Arbeitsmärkten liegen die Vorteile eines einheitlichen Sprachstandards – der lingua franca – auf der Hand. Wissen ist ein öffentliches Gut, dessen Bereitstellung und Aneignung durch eine lingua franca entscheidend erleichtert wird. Die Qualität der Forschung kann nur besser werden, je größer der Kreis derer ist, die aktiv am wissenschaftlichen Diskurs teilnehmen und Gedanken und Ideen kritisch prüfen können. Dazu bedarf es einer lingua franca, eines Standards, der den wissenschaftlichen Diskurs zwischen möglichst vielen Fachleuten sicherstellt. Standards erleichtern das Leben und fördern den Wettbewerb nicht nur im täglichen Leben, sondern gerade auch in der Wis-

¹ Journal of Economic Literature Vol. 37(3), S. 614–626, 2000.

senschaft. Daß diese lingua franca Englisch ist, verwundert angesichts der puren Größe und Qualität der in den Vereinigten Staaten und Großbritannien betriebenen Forschung nicht. Pfadabhängigkeiten, politische Macht sowie wirtschaftliche Bedeutung spielen allerdings auch eine wichtige Rolle dafür, daß sich gerade die englische Sprache und nicht etwa Deutsch, Französisch, Russisch oder gar Latein behaupten konnten und daß ein Standardwechsel auf absehbare Zeit illusionär ist.

Während sich der wissenschaftliche Nachwuchs in Deutschland den neuen Bedingungen globalisierter Forschung stellen muß, um Reputation in der jeweiligen Disziplin aufzubauen zu können, sehen nicht wenige etablierte Professoren durch den sprachlichen Standardwechsel ihre Arbeiten marginalisiert und entwertet. Unbehagen bereitet auch die vertiefte Ausdifferenzierung der Disziplinen und ihrer Methoden unter den internationalen Forschungsstandards, die nicht selten selbst von heimischen Fachvertretern kaum noch nachvollzogen werden kann. Es ist daher wenig verwunderlich, daß gerade Teile der etablierten Professorenschaft versuchen, dieser Entwicklung Grenzen aufzuzeigen. Der von den Professoren Dr. Hermann H. Dieter, Dr. Udo Ernst Simonis und Dr. Fritz Vilmar unterzeichnete Offene Brief vom 24. 7. 01 („Deutsch als Wissenschaftssprache“) an alle Kultus-, Bildungs- und Wissenschaftsminister/-innen ist ein Beispiel dafür.² Der Brief konstatiert die Verdrängung des Deutschen und setzt sich für eine staatlich-administrierte Förderung der Verwendung der deutschen Sprache in der Wissenschaft und Lehre ein. Die Verwendung von Steuergeldern für die deutsche Sprache verdrängende Veranstaltungen wird grundsätzlich angeprangert. Als Beispiele werden etwa die „kräftige“ Förderung der Tagung „Innovations for an e-Society“, auf der die Konferenzsprache Englisch war, oder die Unterstützung der rein englischsprachigen „International University of Bremen“ mit „230 Mio DM“ angeführt. Statt dessen wird der Einsatz von Steuergeldern für die deutsche Sprache förderliche Aktivitäten wie etwa „Simultanübersetzungen“ durch das Bundesprachenamt gefordert, und Vorschriften gegen die Verwendung der englischen Sprache in der Lehre werden empfohlen.

Begründet wird dieser Wunsch im Kern wie folgt: Verwenden alle Forscher nur noch das Fachenglisch ihrer Disziplin, so verarmt die Kommunikation in zwei Richtungen: Zum ersten „taugt ein nur fachspezifisches Englisch“ nicht für eine „interdisziplinäre und interkulturelle“ Kommunikation, und zum zweiten ist es nicht „für den fachlichen Austausch der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler mit *ihrer Öffentlichkeit*“ geeignet; oder wie es in dem Offenen Brief ausgedrückt wird: „es droht sich bei uns eine

² Der offene Brief ist im WZB-Diskussionspapier P 01–003 abgedruckt. Eine verkürzte Fassung findet sich in der Aprilausgabe von Universitas, S. 403 f.

isolierte Elite herauszubilden, die kein wissenschaftliches Deutsch mehr schreibt und spricht, sondern nur noch ein fachspezifisches Englisch“. Beide Punkte überzeugen nicht.

Für Fachsprachen gilt *unabhängig* davon, ob deutsch oder englisch, daß sie fast immer ein unverständliches *Fachchinesisch* für den Fachfremden oder gar Laien sind. Die deutsche Juristerei etwa, in der die englische Sprache überhaupt keine Rolle spielt, bietet hierfür wohl das anschaulichste Beispiel.

Der zweite Punkt wendet sich gegen eine *abgehobene* Fachelitenbildung. Die These ist, daß Forscher, die Fachenglisch schreiben – und in Forscherkreisen reden – nicht mit dem Volk oder „ihrer Öffentlichkeit“ sprechen können. Auch hier gilt, daß ein Fachartikel *unabhängig* davon, ob auf deutsch oder englisch verfaßt, für die Öffentlichkeit *Fachchinesisch* bleibt. Wendet sich ein Forscher an die Öffentlichkeit zum Beispiel im Rahmen eines Zeitungsartikels, so muß er auf die sowohl hoch ausdifferenzierte als auch extrem komprimierte Fachsprache verzichten und eine unpräzisere, allgemeinverständliche Sprache verwenden; der Beitrag muß also so oder so übersetzt und *neu* geschrieben werden.

Wissenschaftler, deren Muttersprache Englisch ist, haben zwar einen Wettbewerbsvorteil beim Verfassen wissenschaftlicher Abhandlungen, wenn sie jedoch an *ihre* Öffentlichkeit treten, müssen sie wie der deutschsprachige Forscher die Kosten der Übersetzung ihre Originalbeiträge in die Umgangssprache tragen. Da es sich bei Englisch nicht um eine „Geheimsprache“ wie Latein handelt, sondern wie das Einmaleins Grundbestandteil der Schulausbildung weltweit ist, ist die Eintrittsbarriere zur „Wissenschaft auf Englisch“ und damit der Wettbewerbsvorteil englischer Muttersprachler jedoch denkbar klein.

An dieser Stelle ist es sinnvoll, den rein wissenschaftlichen Diskurs unter Forschern von anderen Aufgaben des Wissenschaftsbetriebs zu trennen. Forschung ist mit Hochleistungssport vergleichbar und hat mit Demokratie, wo alle „eine Stimme“ haben, nichts zu tun. Zwar können sich grundsätzlich alle beteiligen, das ändert aber nichts an der Tatsache, daß nur die Besten ihre Arbeiten in den angesehensten Fachjournals veröffentlichen werden, während sich der Rest im Zitieren üben muß und ansonsten in der 2. bzw. 3. Liga spielt. Die vom Partizipationsmotiv getriebene Forderung, Forschung doch bitte schön allgemeinverständlich zu betreiben, damit möglichst viele mitreden können, führt notwendig zur Schwächung der Leistungsfähigkeit der Forschung.

Wir halten fest: Die Forderung, Deutsch als Wissenschaftssprache zu fördern und gleichzeitig die Verwendung der englischen Fachsprache im Wissenschaftsbetrieb zu begrenzen, hat notwendig zur Folge, daß die deutsche

Forschung der Weltelite hinterherläuft. Es überzeugt auch nicht, daß *mehr* interdisziplinärer und *mehr* öffentlicher Austausch stattfindet, wenn Forschung vermehrt auf deutsch betrieben wird, weil auch das für Nicht-Experten ein unverständliches *Fachchinesisch* bleibt.

Der völlig verständliche Wunsch, daß sich Wissenschaftler ihrer gesellschaftlichen Funktion bewußt sein *sollen* und sowohl öffentlich als auch interdisziplinär kommunizieren, ist meiner Meinung am effektivsten bei einer klaren Trennung der reinen Forschungsaktivität von derartigen *fachfremden* Veranstaltungen zu erreichen. Der Versuch, diesen Wunsch durch Ächtung der fachspezifischen linguae francae zu befriedigen, schüttet das Kind mit dem Bade aus; vielmehr sind hier Anreizsysteme gefragt, die die Wissenschaftler ermutigen, ihre Forschung für die *jeweiligen* Adressatenkreise verständlich darzulegen.

Hinsichtlich der Lehre ist das Bild differenzierter, weil der typische Hochschulabgänger in seinem Berufsleben hauptsächlich (noch) auf Deutsch kommuniziert. Aber man beachte, daß sich das an die Wand gemalte Schreckgespenst einer flächendeckenden Durchsetzung des Englischen in den deutschen Lehrinrichtungen bei genauerem Hinsehen gerade als das unbedingt notwendige entpuppt, um ausländische Studenten und Forscher für den Standort Deutschland gewinnen zu können. Im Gegensatz zu kleineren europäischen Sprachgemeinschaften wie etwa der niederländischen oder dänischen wird Deutsch von einer relativ großen Gruppe gesprochen, woraus sich unmittelbar erhebliche Größenvorteile aus der Verwendung von Deutsch in Lehre und Praxis ableiten, und eine Verdrängung in dem Umfang wie in kleineren Ländern daher unrealistisch ist.

Vieles spricht dafür, daß es nur eine bittere Medizin für Deutsch als Wissenschaftssprache gibt: Qualitätsforschung „Made in Germany“. Der Kern des Problems ist nicht die verwendete Sprache, sondern die Qualität der Forschung am Standort Deutschland. Weder Rumjammern über den Abstieg des Deutschen als Wissenschaftssprache noch ein Sprachenschutzgesetz noch Simultanübersetzungen sind geeignet, die Qualität der deutschen Forschung zu verbessern. Qualitätsarbeit an deutschen Forschungseinrichtungen muß heutzutage (das sind die globalen Spielregeln in den meisten Disziplinen) in Englisch vermittelt und veröffentlicht werden; nur so ist eine schnelle internationale Verbreitung gesichert, die Beachtung in den internationalen Zitationsindizes gewährleistet und eine Berufsperspektive für deutsche Forscher auch außerhalb Deutschlands erst realistisch. Nur wenn Englisch Eingang in die universitäre Ausbildung findet, können Studenten und Professoren aus dem Ausland gewonnen werden. Wenn dann die Qualität der in der lingua franca abgefaßten und damit auch global respektierten Forschung wieder zu der Weltelite gehört – also Qualität in der Forschung

„Made in Germany“ ist –, dann wird die deutsche Sprache dadurch nicht verdrängt, sondern im Gegenteil gestärkt.

Das klingt paradox, ist es aber nicht. Erstens werden deutsche Universitäten weltweit wieder attraktiv sowohl für die besten Köpfe im Ausland als auch für die besten deutschen Forscher, wenn die Qualität (und die Karrieremöglichkeiten – insbesondere auch für Ausländer) stimmen. Höchste Qualität in der Forschung in Deutschland verfaßt in der lingua franca mag kurzfristig Deutsch als Wissenschaftssprache weiter verdrängen (was sowieso nicht aufzuhalten ist), sondern fördert es langfristig. Warum ist das so? Beste Forschung geht einher sowohl mit bester Lehre – die auch in der Zukunft im wesentlichen auf Deutsch abgehalten wird – als auch mit breiterer Resonanz und tieferem Interesse, wenn Wissenschaftler an die heimische Öffentlichkeit treten.

Hierzu ein Beispiel aus der jüngsten Geschichte des Vereins für Socialpolitik, der im Jahr 1873 gegründeten und ca. 2800 Mitglieder starken wissenschaftlichen Vereinigung der *deutschsprachigen* Ökonomen (die meisten Mitglieder stammen aus Deutschland, Österreich und der Schweiz). Von 1968 bis 1999 war der Verein für Socialpolitik der Herausgeber der „Zeitschrift für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften“ (ZWS), die bei Duncker & Humblot erscheint. In den neunziger Jahren hielten sich deutsch- und englischsprachige Artikel in der ZWS etwa die Waage. Im Jahr 2000 hat beim Verein für Socialpolitik unter der Federführung seines neuen Vorsitzenden Hans-Werner Sinn eine grundlegende Kursänderung stattgefunden, wobei die Bindung an die ZWS beendet und zwei neue Zeitschriften gegründet wurden: der rein englischsprachige „German Economic Review“ (GER) und die rein deutschsprachigen „Perspektiven der Wirtschaftspolitik“ (PWP), die beide bei Blackwell Publishers erscheinen. Der GER fördert die theoretische Grundlagenforschung, ist vollkommen international ausgerichtet und strebt eine weltweite Leserschaft an, so daß deutschsprachige Autoren in keiner Weise bevorzugt werden. Die PWP wird als „Sprachrohr der deutschsprachigen Wirtschaftswissenschaft, das für eine bessere Verständigung zwischen Theorie und Praxis geschaffen wurde“ verstanden.³

Die klare sprachliche Trennung der Diskursplattformen in „reine Forschung“ und „Austausch mit der interessierten Öffentlichkeit“ ist hier klar zu erkennen, und das Beispiel zeigt, daß Hochqualitätsforschung in Englisch und die Kultivierung von Deutsch als Wissenschaftssprache sich nicht ausschließen, sondern im Gegenteil ergänzen. Gerade die Anerkennung von Englisch als Forschungssprache hat zur Gründung der rein deutschsprachigen PWP geführt, die ausdrücklich die Diskussion von Politikthemen fördert und die sich explizit an eine breite Öffentlichkeit richtet. Darüber hin-

³ Siehe „Vorwort des Vorsitzenden“ von H.-W. Sinn in PWP, 1(1), S. 1, 2000.

aus hat sich im Zuge dieses Prozesses der Markt für Fachzeitschriften *erweitert*, so daß zusätzlich die ZWS als Schmollers Jahrbuch unabhängig weitergeführt werden kann.

Es wäre fatal, wenn die deutsche Forschung der Weltelite hinterherläuft und sich dabei noch auf deutsch unterhält! Die Ursache des aufhaltsamen Abstiegs von Deutsch als Wissenschaftssprache *nach* dem Zweiten Weltkrieg ist die mangelnde Qualität der deutschen Forschung, die nur verbessert wird, wenn die besten und kreativsten Fachleute ihre Gedanken untereinander effizient austauschen können. Die konsequente Anerkennung der lingua franca in den Teildisziplinen ist daher die conditio sine qua non für den Anschluß der deutschen Forschung an die Weltelite. Sprachliche Schutzbücher leisten letztlich der Verwendung der deutschen Sprache im Wissenschaftsbetrieb einen Bärenservice; ganz abgesehen davon, daß sie nichts daran ändern, daß eine Fachsprache auf deutsch für den Nicht-Experten *Fachchinesisch* bleibt. Sie haben nicht nur den (französisch aufstoßenden) Beigeschmack von Hybris und Abschottung der *nationalen* Elite, sondern sie erschweren vor allen den Wiederaufstieg der deutschen Wissenschaft durch Setzung falscher Anreize für den wissenschaftlichen Nachwuchs. Not tut der mühsame Umbau der heimischen Wissenschaftsorganisation, der die institutionellen Voraussetzungen schafft, die es den deutschen Universitäten und Forschungseinrichtungen gestatten, international wettbewerbsfähig zu werden, so daß im deutschen Sprachraum wieder die besten Studenten von den besten Forschern unterrichtet werden. Das Deutsche wird dann seinen Platz im nationalen Wissenschaftsbetrieb finden, wie die klare sprachliche Trennung der Diskussionsplattformen in „reine Forschung“ (Englisch) und „Austausch mit der Öffentlichkeit“ (Deutsch) bei den Ökonomen zeigt. Die Förderung des interdisziplinären und öffentlichen Austauschs erfordert hingegen die Übersetzung der hoch effizienten Fachsprache in eine unpräzise aber für den Adressaten verständliche Sprache und hat daher in der Hochleistungsforschung der Disziplinen nichts zu suchen.